

Europa's jüngster König.

Von Emilia Barbo Bazan.

Am 17. Mai hat der zarte Sprohling des spanischen Königshauses, der nachgehorene Sohn des unglücklichen Alfons XII. von Bourbon, eines Monarchen von hohen Geistes- und Charaktereigenschaften, der zu großen Hoffnungen berechtigte, sein zehntes Lebensjahr erreicht. In der Zeit allgemeiner Sorge, welche dem Ableben des Königs folgte, und in der die Königin Christine aus dem Hause Habsburg, vom Schmerz darniedergebeugt, von allem sich abschloß, prophezeiten pessimistische Gemüther Unruhen und Katastrophen aller Art. Doch die Zeit linderte die Wunde und die Königin schenkte einem Anaben das Leben; aber nun behauptet diese Schwarzseher, daß dieser Anabe, das Kind eines unglücklichen Vaters und einer vom Schmerz gebeugten Mutter, sich weder physisch noch geistig entwickeln und in frühesten Kindheit sterben würde. Diese düstere Prophezeiung aber hat sich diesmal zum Glück nicht erfüllt, denn das Königskind, so nennt ihn das Volk — erfreut sich einer durchaus normalen Gesundheit und hat nichts weiter als die seinem Alter durchaus natürlichen Kinderkrankheiten überstanden; was seine geistigen Fähigkeiten anbelangt, so überrascht es durch seine scharfe und lebhaftige Auffassungsgabe und eine Fröhlichkeit, die eher der lateinischen Rasse eigen ist, der es von väterlicher Seite entflammt, als der germanischen, der es von mütterlicher Seite angehört; allerdings hat die Königin in den letzten Jahren großen Einfluß auf seine Erziehung ausgeübt.

Man kann behaupten, daß die Gesundheit, deren sich das Königskind erfreut, zum großen Theil der außerordentlichen Sorgfalt und dem verständigen System zu verdanken ist, das seine Mutter in seiner Erziehung ersonnen hat. Alfons XIII. ist keineswegs kräftig; seine außerordentlich vornehme und aristokratische kleine Gestalt ist ästhetisch zart und nervös, und die kleinste Vernachlässigung würde die weitgehendsten Folgen nach sich ziehen. Alfons XIII. ist für sein Alter normal entwickelt; er hat ein weiches, hellblondes Haar, das er noch bis vor Kurzem in langen, natürlich getrockneten Locken trug, die seinen ausdrucksvollen Kopf auf das reizendste und anmuthigste verschönten; der Mund ist klein, die Augen groß und hell, die Nase spitz, die Stirn gewölbt, wie sie aufgeweckte Kinder zu haben pflegen, der Hals dünn, die Hände und Füße außerordentlich fein geformt und von einer Eleganz, die sofort die vornehme Abstammung verräth. Er sieht den Bildern einiger feiner Vorfahren aus dem Hause Bourbon und auch den letzten Habsburgern ähnlich, ebenso zeigen die Bilder der Söhne Carlos' IV. große Ähnlichkeit mit Alfons XIII.

Die Vorliebe der Mutter hat Früchte getragen; von dem Tage der Geburt des Königs, der auch der erste seiner Regierung war, dachte Königin Christine, die mit der Regentenschaft betraut worden, vor allem daran, ihrem Kinde das Leben zu sichern und seine Gesundheit zu kräftigen. Dessen Vorhaben entsproh auf das Vortrefflichste das fernere Verhalten der Regentin. Sie ließ den Palast Miramar in San Sebastian neu herichten und die Gärten des königlichen Palastes in Madrid auf dem früheren Campo del Moro, das meist der Lustort von Bettlern und Räubern gewesen, mit neuen Anlagen versehen. Obgleich es kaum glaublich erscheint, so fehlte es doch den spanischen Königen, die so reiche Schätze an Gemälden, Statuen, Juwelen und Möbeln aufzuweisen haben, an einer Sommer-Residenz am Ufer des Meeres und an einem Erholungsplatz für den Winter, und es blieb ihnen nichts weiter übrig, als nach den Königsschlössern in Arcañuez und Parado a la Granja überzusiedeln. Die Königin Christine, die die Gesundheit ihres Sohnes im Auge hatte, ließ das Schloß Miramar herrichten, in welchem sie die warmen Monate zubringt, und wo der König am Strande lebt, sich den ganzen Tag im Sande vergnügt, mit seinen kleinen Gefährten spielt und wenn ihm auch der Arzt das Baden verboten hat, in der frischen Luft und bei dem starken Duft des Meergrases und der Seepflanzen in der erfrischendsten Weise entwickelt. Als der berühmte französische Romanschriftsteller Emile Zola sich in San Sebastian aufhielt, veröffentlichte er eine entzückende Skizze über den am

Hande des Oceans spielenden Alfons XIII.

Die Kleidung, die Speisen, die Spaziergänge, die Spiele und Leibesübungen des Kindes sind sorgsam nach dem hygienischen Plane seiner Mutter geregelt, und so lebt der König in seinem Palast in so absoluter Ruhe und Abgeschlossenheit, als wenn er sich in einem Stifte befände. Nie geht er später als 10 Uhr zu Bett; nie steht er nach 8 Uhr Morgens auf. Seine Nahrung besteht aus einfachen, aber kräftigen Speisen und er bekommt Wein nur mit Wasser vermischt. Er macht weite Spaziergänge und fährt auf dem Rad, — ein Sport, den er mit vieler Liebe betreibt; vor einem Jahre hat er zu reiten angefangen und er steigt bereits mit großer Sicherheit und Eleganz zu Pferde. Er turnt viel und hat in den neuen Gärten des Palastes eine große Anzahl von modernen und künstlerisch ausgeführten Turngeräthen. Man kann überzeugt sein, daß das Kind keinen Schritt thut und keine Bewegung, die nicht von der Königin beaufsichtigt wäre und dazu beiträgt, seine Gesundheit zu stärken und zu kräftigen. Wie ganz natürlich ist, beeinflussen die politischen Leidenschaften vielfach die Ansicht der Leute hinsichtlich des jungen Königs und die Feinde der Dynastie und Monarchie werden nicht müde, zu wiederholen, daß es Alfons nie gelingen wird, die erbliche Veranlagung zu besiegen; lebensschwache Personen aber sind überzeugt, daß Alfons bei dem System der Königin ein körperlich durchaus widerstandsfähiger Jüngling werden wird. Das sieht man an vielen Beispielen der spanischen Aristokratie. Leute, wie der Herzog von Silva, der bei seiner Geburt schwach war und in dessen Familie viel erbliche Krankheiten vorgekommen sind erfreut sich, dank einer strengen Hygiene und beständiger Leibesübungen, einer vortheilhaften Gesundheit und auch Alfons hat in seiner eigenen Verwandtschaft mehrere außerordentlich kräftige Persönlichkeiten, wie seine Tante, die Infantin Isabella, die bekannte Sportsdame.

Der physischen Entwicklung entsprechend, wird auch die geistige Erziehung des Königs geleitet, dieselbe wird nach denselben vernünftigen und rationalen Grundfäden betrieben. Trotz seiner Jugend spricht Alfons bereits zwei lebendige Sprachen (abgesehen vom Spanischen), nämlich englisch und französisch, außerdem lernt er lateinisch und fängt an, sich mit dem Deutschen zu beschäftigen. Außer der Geschichte und Naturwissenschaft wird er von einem Priester in der Religion unterwiesen. Seit er das zehnte Jahr vollendet, haben seine Erziehung eine Reihe von Professoren unternommen, von denen einzelne ein öffentliches Lehramt bekleiden. Diesen Lehrern hat die Königin ganze Vollmacht gegeben, damit sie ihrem königlichen Schüler nöthigenfalls mit der erforderlichen Strenge entgegen treten und ihn auch strafen können. Allerdings oft hat sich dieser Fall nicht ereignet. Eine seiner Tanten, welche selbst die fleißigsten und gelehrtesten Kinder zeigen, zwang einen der Lehrer, ihn auf kurze Zeit in eine Ecke zu stellen. Das Kind weinte und fragte: „Was werden die Spanier sagen wenn sie erfahren, daß ihr König in der Ecke gestanden hat!“ Sie werden sagen, daß sie einen unartigen König haben, der so schlimm ist, daß er in der Ecke stehen mußte!“ erklärte der Lehrer darauf und das Kind versprach, sich stets so zu betragen, daß so etwas nie wieder vorkommen sollte.

Man ist allgemein überzeugt, daß Alfons XIII. nicht nur das scharfsinnige Verständnis seines Vaters und die außerordentliche Auffassungsgabe seiner Großmutter Isabella II. besitzt, er erfreut sich auch der beneidenswerthen Eigenschaft, sich im Fluge die Sympathien Aller zu erwerben und ist von leutseligem, großmüthigem Charakter. Man citirt auch nie ein Beispiel, in dem er grobe Worte gesprochen oder Hochmuth und Dünne gezeigt. Seine Ausdrucksweise ist stets höflich und zuvorkommend und schon jetzt benimmt er sich mit einer Würde, die seiner hohen Stellung angemessen ist. Eines Tages sagte ihm einer seiner Lehrer, die Könige mühten sich ganz besonders vor den Schmeichlern hüten, denn diese wären die schlimmsten Feinde. Kurze Zeit darauf, als der König seinen Reihunterricht hatte, lobte derselbe Lehrer die schöne Haltung und die Gewandtheit mit der er sich im Sattel hielt. Das Kind lächelte, ritt nahe an den Lehrer heran und rief schlagfertig: „Haben Sie schon vergessen, was Sie mir von den Schmeichlern gesagt haben?“ Täglich sieht man den König ohne

jedes Gepränge, im einfachen Matrosenkleid oder im schwarzen Sammetkostüm mit Spitzbesatz; das letztere mit dem schwarzen Strümpfen und Halbschneideln wird von den Malern bevorzugt, weil sich das blonde Köpfchen wirklicher von dem dunklen Hintergrund abhebt. Bei den Feiertlichkeiten, denen er beiwohnt, trägt er die Uniform eines Rögling der Infanterieschule mit dem historischen goldenen Krage, der seinem verstorbenen Vater gehörte.

Die Tage an denen es die Uniform anlegt oder an denen es einer Parade beiwohnt, sind für das Kind große Festtage. Schon jetzt verräth sich in dem Kleinen der Sprohling Alfons XII., der stets geneigt war, sein Leben auf's Spiel zu setzen; auch er wünscht bereits eine Gelegenheit herbei, sich mit Ruhm zu bedecken; seine Augen strahlen und sein Gesicht verklärt sich bei dem Gedanken, daß es ihm einst vergönnt sein wird, die Triumphe früherer Zeiten zu erneuern. Das Lieblingspielzeug des jungen Königs sind Kanonen, hölzerne und bleierne Soldaten, Musikinstrumente und mechanische Pferde, die er aber für richtige Pferde von Fleisch und Bein gern sieht.

Selbst die schlimmsten Feinde der Regierungsform, die Alfons XIII. vertritt, haben dem Königskinde die Verhaftigkeit des Verhältnisses und seine überströmende Herzengüte nicht streitig machen können, und wenn sich das gute Volk von Madrid über etwas beklagt, so ist es das, daß es nur zu wenig das Vergnügen hat seinen Regenten zu sehen. Kommt Alfons XIII. aber zur Eröffnung der Cortes nach der Hauptstadt und durchfährt in seiner goldenen Galataroffe zur Seite seiner mit dem Brillantbanden und dem weißen Spitzenkleide geschmückten Mutter grüßend und lächelnd die Straßen, dann erwacht der monarchische Geist, der den Spanier trotz alledem befehlt, und macht sich in Ausrufen der Freude, des Mitleids und des Jubels Luft: „Das Kind! Das Kind!“ hört man in den Gruppen rufen. „Gott, wie hübsch es ist! Wie es in einem Jahre gewachsen ist! Wie lebhaft! Wie kräftig es aussieht!“ Und Aller Augen richten sich auf die stets schwermüthige, schlante und mild herablickende Mutter und das freudig bewegte lächelnde Kind mit dem ausdrucksvollen Antlitz, das mit herzlichem Nicken die ihm jubelnde Menge begrüßt.

Eine Unterhaltung mit einem Togo-Häuptling.

Als ich zum ersten Male die Berliner Kolonial-Ausstellung besuchte, es war kurz vor der eigentlichen Eröffnung, da fiel mir unter dem vielen Neuen, Anziehenden und Fremdartigen doch eine Figur am meisten auf. Der Häuptling der Togo-Regen war es, und ich konnte den Eindruck, den der Mann auf mich gemacht hatte, nicht wieder los werden. Alles an dieser eigenthümlichen Persönlichkeit stimmte so vortrefflich zusammen. Wie der große, hertulisch gebaute Mann in dem bunten Rocke, den roth und gelb gestreiften Mantel wie eine Toga über die Schulter geschlagen, das schwarze und mit einer blauen Mähne geschmückte Wollhaupt mit dem scharfen, weit eher arabischen als afrikanischen Profil hochgehoben, die vielen fremden Menschen an — oder vielmehr überseh, wie er die Fragen der ihm bekannten Herren mit der Würde eines Königs, aber auch zugleich mit der Freundlichkeit und guten Manier eines Gentleman beantwortete, während der Ernst seiner Züge öfters durch ein merkwürdig angenehmes Lächeln gemildert wurde, das alles schuf ein Bild voll eigenartiger Harmonie. Und so oft ich auch später die Kolonial-Ausstellung besuchte, immer erneuerte sich der erste Eindruck. Sei es nun, daß „Brus“ — so hatte ich seinen Namen verstanden — in der Haltung eines Herrschers mit seinen Landsleuten sprach, sei es, daß er mit einem Kinde spielte oder weise Freunde begrüßte, immer wieder sagte sich mir dasselbe Bild des Mannes zusammen: gut, klug, energisch, besonnen. Damit stimmte auch die äußere, durchaus nicht unvortheilhafte Erscheinung überein; etwas Löwenhaftes hatte der Mann sicherlich, etwas Ueberkräftiges, und welches ein Modell für einen Diktator würde er abgeben! Ich fahnte endlich den Entschluß, „Brus“ durch eine Unterredung näher kennen zu lernen; ich war doch neugierig, zu erfahren, wie die Welt sich in diesem Kopfe male, dessen Besitzer mir in jeder Beziehung weit über der Stufe seiner Landsleute zu stehen

schien. Ehe ich aber meine Ansicht ausführte, zog ich hier und da Erkundigungen ein. Die Stammesgenossen des Häuptlings theilten mir mit, er sei sehr reich, ein sehr guter Mann, habe viel für das Land gethan und sei bei den Weißen beliebt. Von anderer Seite erfuhr ich, er sei seit kurzer Zeit getauft, ein gläubiger Christ, den nur die traurige Thatsache, daß er zwei Frauen besitze, in einen für ihn sehr schmerzlichen Widerstreit der Pflichten gebracht habe. Auf mein Ansuchen, mir eine kurze Unterredung zu gewähren, ging „Brus“ bereitwillig ein. Zuerst erwiderte ich einige persönliche Fragen. Er ist ein Togo-Regen, wohnt in Klein-Popo und ist der „Chief“ der Togo-Leute. Da er nach seiner eigenen Erklärung besser englisch spricht, als deutsch, wurde die Unterhaltung englisch geführt, welche Sprache der Häuptling fast vollständig beherrscht. Ich habe es mir in dem folgenden Bericht zur ganz besonderen Aufgabe gemacht, die Aussprüche des Häuptlings wörtlich wiederzugeben, und habe auf allen stillschweigend Schmutz verzichtet.

Natürlicherweise begann ich mit dem üblichen: „Wie gefällt es Ihnen hier?“ „O, sehr gut, ich bin zufrieden und meine Leute auch.“ „Was bewegt Sie, hierher zu kommen?“

„Ich hatte ohnedies die Absicht, nach Europa zu reisen, da erzählte mir ein weißer Freund, der bei der Regierung angestellt ist, daß in Kurzem eine ganze Truppe von uns nach der Ausstellung in Berlin solle; man bot mir an, mich anzuschließen, und so komme ich hierher.“

„Sie wären auch ohnedies nach Europa gekommen — warum?“

„Meine Tochter ist schon seit sieben Jahren hier in einer Schule, und ich wollte sie besuchen. Sie soll alles lernen, was die weißen Mädchen lernen, und ebenso ciivilisirt werden wie diese.“

„Wie war es mit der Seereise; fürchten Ihre Leute sich nicht?“ „Oh, wir leben ja an der See, viele Schiffe kommen zu uns, meine Leute sind selbst ganz gute Schiffer, und so hatte Niemand Furcht vor dem Wasser.“

„Haben die Togo-Leute nicht heftiges Heimweh?“

„Oh nein, fast Niemand. Viele möchten gerne hier bleiben und das Handwerk, das sie zu Hause treiben, hier noch besser lernen. Es sind unter ihnen Schmiede, Goldarbeiter, Schneider und Tischler.“

„Behandelt man Sie gut?“ „Sehr gut; man sorgt in jeder Weise gut für uns.“

„Welchen Eindruck machte Ihnen das Land, die Regierung u. s. w.“

„Einen sehr guten Eindruck. Was mir besonders gefällt, das ist die Gerechtigkeit, die Gesehe, die keinen Unterschied kennen. Das haben wir aber schon in Afrika gewohnt, daß die Gesehe der Deutschen gerecht sind, ebenso wie die der Engländer. Bei den Franzosen ist das anders. Wenn da zwei Leute in Streit gerathen, erhält gewöhnlich derjenige Recht, der zuerst zum Richter gekommen ist; denn der französische Richter nimmt sich selten die Mühe, einen Fall genau zu untersuchen, und ist der später Kommende gar ein Schwarzger, der sein Recht gegen einen Weißen sucht, so hat er seine Sache von vornherein verloren. Die Deutschen aber gehen den Dingen auf den Grund, und haben sie das Richtige erkannt, dann gilt ihnen weiß und schwarz gleich. Dies ist der Grund, weshalb wir gerne deutsche Unterthanen sind. Mit den Franzosen können wir nichts zu thun haben; diese sind auch sonst ungerecht gegen uns, und es kommt ihnen gar nicht darauf an, einen Schwarzen wegen eines geringen Vergehens niederzuknallen.“

„Wie weit ist denn Dahomey von Ihrer Heimath?“

„Etwas zwei Tagereisen. Die Deutschen fänden Dahomey auch haben können, denn der König möchte die Deutschen gern, so sehr er die Franzosen hasst; aber es lag ihnen wohl nichts an dem Lande.“

„Wie ist es mit den Togo-Leuten, die Soldaten geworden sind; sind sie nicht unzufrieden?“ „Durchaus nicht. Viele wollen gar nicht wieder weg. Wir haben jetzt 200 schwarze Soldaten und die Musiker sind auch schwarz.“

„Sie haben also keinerlei Klage über die Zustände in Togo?“

„O doch, eine Klage hätte ich wohl. Sehen Sie, unsere jungen Leute möchten gern mehr lernen, und das wollen die Deutschen nicht. Sie denken, Lesen und Schreiben ist genug für die Regent, aber es ist nicht genug. Die

Engländer lassen ihre schwarzen Unterthanen lernen und werden, was sie wollen, aber wir werden darin gar nicht unterrichtet. Den jungen Leuten, die ich hierher mitgebracht habe, gemügt es ja, ein Handwerk zu lernen, aber vielen Anderen nicht. Viele möchten wirklich studiren: die Recht: oder Medizin. Wir wollen schwarze Advokaten und Aerzte haben.“

„Das sind aber sehr schwierige und langwierige Studien.“

„Das thut nichts; mein Neffe hat in England studirt, er ist B. A. (Bachelor of Arts) und wird als Advokat nach TogoLand zurückkommen.“

„Ich möchte nun einige Fragen stellen, deren Beantwortung mich besonders interessiert. Sie haben in Afrika gewiß Reisen in das Innere des Landes gemacht, und auch andere schwarze Stämme kennen gelernt?“

„O ja.“

„Ist es denn wirklich notwendig, den Neger zu schlagen, zu mißhandeln, wie dies so oft von den Weißen geschieht?“

(Nach langer Pause, offenbar mit dem Verlangen kämpfend, sich auszusprechen.) „Nein, über Afrika kann und will ich nicht sprechen. Sehen Sie (sehr ernst), ich bin getauft — seitdem habe ich Alles, was früher geschehen ist, hinter mich geworfen; ich will das Unrecht, das auch mir widerfahren ist, vergessen. Aber eines will ich doch sagen: Von den weißen Jägern und Reisenden, die in den Busch gewandert sind, ist an den Negern viel Schreckliches verübt worden, Dinge, die ich hier nicht wiederzählen kann. Wir können nie wieder dafür bestrafen, aber Gott wird strafen.“

„Wie ist die Stimmung in TogoLand? Ist dort Alles ruhig und zufrieden?“

„Ja — wenn die Regierung TogoLand vollkommen ruhig und zufrieden sehen will, dann soll sie uns den... als Gouverneur hinschicken. Der weiß die Schwarzen zu behandeln und ist ein gerechter und guter Mann.“

„Nun sagen Sie mir auch noch ein wenig über Sie selbst; wer und was sind Sie in Afrika?“

„Ich? Ich besitze viel Land. Mein Vater war Händler und Häuptling, aber, wie man bei den Weißen sagt, König von TogoLand, und als er starb, folgte ich ihm auf dem Throne. Ich habe etwa 2000 Menschen unter meiner Herrschaft und diese Leute will ich ciivilisiren, so weit es in meiner Macht steht. Deshalb habe ich meine Tochter hierher in eine Schule geschickt; ich will hier darum bitten, daß man sie Schullehrerin werden läßt, dann soll sie in TogoLand die Kinder unterrichten und die Ciivilisation verbreiten. Auch meine anderen Kinder sollen eine vollständig europäische Erziehung erhalten und nicht so halbciivilisirt bleiben, wie ich es bin!“

„Halten Sie denn die Ciivilisation für etwas so großes?“ (Sehr begeistert.) „Ja, das thue ich! Die Ciivilisation ist etwas sehr Großes und wer sie unter uns zu verbreiten sucht, wie es z. B. die Missionen-Gesellschaften thun, dem schulden wir den größten Dank.“

„Ich denke, der Neger ist ohne Ciivilisation auch glücklich!“ „Nicht alle, glauben Sie mir, nicht alle. Viele wollen klüger und besser werden, und ich will alles thun, um meinen Landsleuten vorwärts zu helfen. Aber bitte, ehe Sie gehen, geben Sie mir Ihre Adresse, hier ist — meine Karte!“

„F. C. Bruce — wie kommen Sie zu diesem Namen?“

„Das ist ein schottischer Name. Einer meiner Ahnen war ein Schotte, ein Nachkomme des schottischen Königs Robert Bruce. Er wanderte in Afrika ein und von ihm stamme ich ab; aber da er und seine Nachkommen immer schwarze Frauen nahmen, bin ich auch ein Schwarzer.“

„Nach eins. Ist es Ihnen nicht schrecklich, die oft so einfältigen Bemerkungen der Menschen zu hören, die uns umdrängen? Viele glauben geradezu, ein Schwarzer ist gar kein Mensch. Aergert Sie das nicht?“

„O nein, ich lasse sie reden. Ist doch Jesus Christus von unverständigen Menschen verspottet worden, und er war unser Heiland, wie sollte ich, ein sündiger Mensch, mich über solche Kleinigkeiten erziehen. Auf baldiges Wiedersehen!“

Ich schüttelte den merkwürdigen Menschen die Hand; diese Stunde hatte mir keine Enttäuschung bereitet.

Eine müthige Prinzessin.

Vor einiger Zeit meldeten Pariser Zeitungen, die ägyptische Prinzessin

Nazli, Tochter des Prinzen Mustapha Pascha und Cousine des früheren Khebidis Tewfik Pascha, habe einer Sitzung des Pariser jungtürkischen Komitees beigewohnt. Im kaiserlichen Palais zu Konstantinopel herrschte deshalb große Entrüstung. Jetzt hat die Prinzessin ein Schreiben an den Sultan gerichtet, welches von der in Paris erscheinenden jungtürkischen Zeitung „Medjemet“ veröffentlicht wird. Das Schreiben lautet:

„Sire! Mit großem Bedauern habe ich aus gewissen, offenbar aus der unmittelbaren Umgebung des kaiserlichen Palais inspirirten europäischen Journalen erfahren, daß meine Anwesenheit in einer der Versammlungen des „Comite Ottoman d'Union et de Progress“ in Paris Eure Majestät sehr bedrohen hat. Mögen Eure Majestät mir gestatten, ehebittigst die Gründe darzulegen, welche mich bestimmt haben, so zu handeln, und ein Benehmen zu rechtfertigen, das eine gewisse Kritik hervorgerufen kann. Die zahlreichen, in verschiedenen Hauptstädten Europas erfolgten Veröffentlichungen und die von der Partei der „Jungtürken“ an das kaiserliche Palais adressirten Berichte, welche in der lobenswerthen Absicht erfolgten, um die Aufmerksamkeit Eurer Majestät auf den beklagenswerthen Zustand des theuren Vaterlandes und auf das täglich zunehmende Elend des unglücklichen Volkes zu lenken, dessen Geschichte zu leiten der Allmächtige Ihnen anvertraut hat, wurden alle in den Papierkorb geworfen, ohne daß sie gelesen worden wären. Ihre Unterzeichner wurden ungerecht verurtheilt. Es ist nichtsdestoweniger wahr, daß die Schriften dieser „Jungtürken“, welche durch ihre glühende Vaterlandsliebe und durch die Reinheit der Absicht große Wirkung üben mußten, eifrig gelesen und überall mit Ausnahme des Palais von Yildiz, mit Zustimmung aufgenommen wurden. Die Ereignisse, deren Zeugen wir seit Jahren sind, zerreißten meine Seele, wie sie das Herz aller Osmanen, Ihrer folgenamen Unterthanen, zerfleischen. Bei meiner Durchreise erinnerte ich mich in Paris des schönen Wortes, welches Eure Majestät einst vor dem verstorbenen Khalil Scherif Pascha aussprachen: „Ich liebe die Wahrheit, ja ich bete sie an.“ Durch den Widerspruch zwischen den einstigen Worten und den heutigen Thaten habe ich mit Schmerz erkannt, daß die Liebe Eurer Majestät für das Gute und Wahre von kurzer Dauer war. Jetzt überzeuge ich Sie, daß die Wahrheit auf Seite dieses Komitees, der Hoffnung der Partei sei, schlug ich den von meiner Ueberzeugung und von meiner Pflicht vorgezeichneten Weg ein und schloß mich entschieden der Politik an, die es mit so viel Beharrlichkeit verfolgt. Inzesh werden die harte Enttäuschung, die ich erlitten, und die bittere Erkenntniß, zu der ich gekommen, ein Grund mehr sein, um Tag und Nacht zu Gott zu beten, es mögen Eure Majestät zu wohlwollenderen und väterlicheren Gesühnen für meine unglücklichen Landsleute zurückkehren und endlich auch in unserem schönen Lande jenes Glück und Gedeihen herrschen lassen, dessen es schon so lange entbehren muß. Die etwas herbe Form, in der ich diese Bemerkungen auseinandersetzen die Ihre habe, mögen mit der Aufrichtigkeit entschuldigend werden, von der sie eingeleitet sind, sowie von dem Mitleid, das jene für ihre Landsleute empfindet, die bei dieser trefflichen Gelegenheit den Ausdruck ihrer Ergebenheit für die Dynastie Osman erneuert. Nazli, Tochter des verstorbenen Mustapha Pascha.“

Das Schreiben lautet:

„Sire! Mit großem Bedauern habe ich aus gewissen, offenbar aus der unmittelbaren Umgebung des kaiserlichen Palais inspirirten europäischen Journalen erfahren, daß meine Anwesenheit in einer der Versammlungen des „Comite Ottoman d'Union et de Progress“ in Paris Eure Majestät sehr bedrohen hat. Mögen Eure Majestät mir gestatten, ehebittigst die Gründe darzulegen, welche mich bestimmt haben, so zu handeln, und ein Benehmen zu rechtfertigen, das eine gewisse Kritik hervorgerufen kann. Die zahlreichen, in verschiedenen Hauptstädten Europas erfolgten Veröffentlichungen und die von der Partei der „Jungtürken“ an das kaiserliche Palais adressirten Berichte, welche in der lobenswerthen Absicht erfolgten, um die Aufmerksamkeit Eurer Majestät auf den beklagenswerthen Zustand des theuren Vaterlandes und auf das täglich zunehmende Elend des unglücklichen Volkes zu lenken, dessen Geschichte zu leiten der Allmächtige Ihnen anvertraut hat, wurden alle in den Papierkorb geworfen, ohne daß sie gelesen worden wären. Ihre Unterzeichner wurden ungerecht verurtheilt. Es ist nichtsdestoweniger wahr, daß die Schriften dieser „Jungtürken“, welche durch ihre glühende Vaterlandsliebe und durch die Reinheit der Absicht große Wirkung üben mußten, eifrig gelesen und überall mit Ausnahme des Palais von Yildiz, mit Zustimmung aufgenommen wurden. Die Ereignisse, deren Zeugen wir seit Jahren sind, zerreißten meine Seele, wie sie das Herz aller Osmanen, Ihrer folgenamen Unterthanen, zerfleischen. Bei meiner Durchreise erinnerte ich mich in Paris des schönen Wortes, welches Eure Majestät einst vor dem verstorbenen Khalil Scherif Pascha aussprachen: „Ich liebe die Wahrheit, ja ich bete sie an.“ Durch den Widerspruch zwischen den einstigen Worten und den heutigen Thaten habe ich mit Schmerz erkannt, daß die Liebe Eurer Majestät für das Gute und Wahre von kurzer Dauer war. Jetzt überzeuge ich Sie, daß die Wahrheit auf Seite dieses Komitees, der Hoffnung der Partei sei, schlug ich den von meiner Ueberzeugung und von meiner Pflicht vorgezeichneten Weg ein und schloß mich entschieden der Politik an, die es mit so viel Beharrlichkeit verfolgt. Inzesh werden die harte Enttäuschung, die ich erlitten, und die bittere Erkenntniß, zu der ich gekommen, ein Grund mehr sein, um Tag und Nacht zu Gott zu beten, es mögen Eure Majestät zu wohlwollenderen und väterlicheren Gesühnen für meine unglücklichen Landsleute zurückkehren und endlich auch in unserem schönen Lande jenes Glück und Gedeihen herrschen lassen, dessen es schon so lange entbehren muß. Die etwas herbe Form, in der ich diese Bemerkungen auseinandersetzen die Ihre habe, mögen mit der Aufrichtigkeit entschuldigend werden, von der sie eingeleitet sind, sowie von dem Mitleid, das jene für ihre Landsleute empfindet, die bei dieser trefflichen Gelegenheit den Ausdruck ihrer Ergebenheit für die Dynastie Osman erneuert. Nazli, Tochter des verstorbenen Mustapha Pascha.“

Das Schreiben lautet:

„Sire! Mit großem Bedauern habe ich aus gewissen, offenbar aus der unmittelbaren Umgebung des kaiserlichen Palais inspirirten europäischen Journalen erfahren, daß meine Anwesenheit in einer der Versammlungen des „Comite Ottoman d'Union et de Progress“ in Paris Eure Majestät sehr bedrohen hat. Mögen Eure Majestät mir gestatten, ehebittigst die Gründe darzulegen, welche mich bestimmt haben, so zu handeln, und ein Benehmen zu rechtfertigen, das eine gewisse Kritik hervorgerufen kann. Die zahlreichen, in verschiedenen Hauptstädten Europas erfolgten Veröffentlichungen und die von der Partei der „Jungtürken“ an das kaiserliche Palais adressirten Berichte, welche in der lobenswerthen Absicht erfolgten, um die Aufmerksamkeit Eurer Majestät auf den beklagenswerthen Zustand des theuren Vaterlandes und auf das täglich zunehmende Elend des unglücklichen Volkes zu lenken, dessen Geschichte zu leiten der Allmächtige Ihnen anvertraut hat, wurden alle in den Papierkorb geworfen, ohne daß sie gelesen worden wären. Ihre Unterzeichner wurden ungerecht verurtheilt. Es ist nichtsdestoweniger wahr, daß die Schriften dieser „Jungtürken“, welche durch ihre glühende Vaterlandsliebe und durch die Reinheit der Absicht große Wirkung üben mußten, eifrig gelesen und überall mit Ausnahme des Palais von Yildiz, mit Zustimmung aufgenommen wurden. Die Ereignisse, deren Zeugen wir seit Jahren sind, zerreißten meine Seele, wie sie das Herz aller Osmanen, Ihrer folgenamen Unterthanen, zerfleischen. Bei meiner Durchreise erinnerte ich mich in Paris des schönen Wortes, welches Eure Majestät einst vor dem verstorbenen Khalil Scherif Pascha aussprachen: „Ich liebe die Wahrheit, ja ich bete sie an.“ Durch den Widerspruch zwischen den einstigen Worten und den heutigen Thaten habe ich mit Schmerz erkannt, daß die Liebe Eurer Majestät für das Gute und Wahre von kurzer Dauer war. Jetzt überzeuge ich Sie, daß die Wahrheit auf Seite dieses Komitees, der Hoffnung der Partei sei, schlug ich den von meiner Ueberzeugung und von meiner Pflicht vorgezeichneten Weg ein und schloß mich entschieden der Politik an, die es mit so viel Beharrlichkeit verfolgt. Inzesh werden die harte Enttäuschung, die ich erlitten, und die bittere Erkenntniß, zu der ich gekommen, ein Grund mehr sein, um Tag und Nacht zu Gott zu beten, es mögen Eure Majestät zu wohlwollenderen und väterlicheren Gesühnen für meine unglücklichen Landsleute zurückkehren und endlich auch in unserem schönen Lande jenes Glück und Gedeihen herrschen lassen, dessen es schon so lange entbehren muß. Die etwas herbe Form, in der ich diese Bemerkungen auseinandersetzen die Ihre habe, mögen mit der Aufrichtigkeit entschuldigend werden, von der sie eingeleitet sind, sowie von dem Mitleid, das jene für ihre Landsleute empfindet, die bei dieser trefflichen Gelegenheit den Ausdruck ihrer Ergebenheit für die Dynastie Osman erneuert. Nazli, Tochter des verstorbenen Mustapha Pascha.“

Das Schreiben lautet:

„Sire! Mit großem Bedauern habe ich aus gewissen, offenbar aus der unmittelbaren Umgebung des kaiserlichen Palais inspirirten europäischen Journalen erfahren, daß meine Anwesenheit in einer der Versammlungen des „Comite Ottoman d'Union et de Progress“ in Paris Eure Majestät sehr bedrohen hat. Mögen Eure Majestät mir gestatten, ehebittigst die Gründe darzulegen, welche mich bestimmt haben, so zu handeln, und ein Benehmen zu rechtfertigen, das eine gewisse Kritik hervorgerufen kann. Die zahlreichen, in verschiedenen Hauptstädten Europas erfolgten Veröffentlichungen und die von der Partei der „Jungtürken“ an das kaiserliche Palais adressirten Berichte, welche in der lobenswerthen Absicht erfolgten, um die Aufmerksamkeit Eurer Majestät auf den beklagenswerthen Zustand des theuren Vaterlandes und auf das täglich zunehmende Elend des unglücklichen Volkes zu lenken, dessen Geschichte zu leiten der Allmächtige Ihnen anvertraut hat, wurden alle in den Papierkorb geworfen, ohne daß sie gelesen worden wären. Ihre Unterzeichner wurden ungerecht verurtheilt. Es ist nichtsdestoweniger wahr, daß die Schriften dieser „Jungtürken“, welche durch ihre glühende Vaterlandsliebe und durch die Reinheit der Absicht große Wirkung üben mußten, eifrig gelesen und überall mit Ausnahme des Palais von Yildiz, mit Zustimmung aufgenommen wurden. Die Ereignisse, deren Zeugen wir seit Jahren sind, zerreißten meine Seele, wie sie das Herz aller Osmanen, Ihrer folgenamen Unterthanen, zerfleischen. Bei meiner Durchreise erinnerte ich mich in Paris des schönen Wortes, welches Eure Majestät einst vor dem verstorbenen Khalil Scherif Pascha aussprachen: „Ich liebe die Wahrheit, ja ich bete sie an.“ Durch den Widerspruch zwischen den einstigen Worten und den heutigen Thaten habe ich mit Schmerz erkannt, daß die Liebe Eurer Majestät für das Gute und Wahre von kurzer Dauer war. Jetzt überzeuge ich Sie, daß die Wahrheit auf Seite dieses Komitees, der Hoffnung der Partei sei, schlug ich den von meiner Ueberzeugung und von meiner Pflicht vorgezeichneten Weg ein und schloß mich entschieden der Politik an, die es mit so viel Beharrlichkeit verfolgt. Inzesh werden die harte Enttäuschung, die ich erlitten, und die bittere Erkenntniß, zu der ich gekommen, ein Grund mehr sein, um Tag und Nacht zu Gott zu beten, es mögen Eure Majestät zu wohlwollenderen und väterlicheren Gesühnen für meine unglücklichen Landsleute zurückkehren und endlich auch in unserem schönen Lande jenes Glück und Gedeihen herrschen lassen, dessen es schon so lange entbehren muß. Die etwas herbe Form, in der ich diese Bemerkungen auseinandersetzen die Ihre habe, mögen mit der Aufrichtigkeit entschuldigend werden, von der sie eingeleitet sind, sowie von dem Mitleid, das jene für ihre Landsleute empfindet, die bei dieser trefflichen Gelegenheit den Ausdruck ihrer Ergebenheit für die Dynastie Osman erneuert. Nazli, Tochter des verstorbenen Mustapha Pascha.“

Das Schreiben lautet:

„Sire! Mit großem Bedauern habe ich aus gewissen, offenbar aus der unmittelbaren Umgebung des kaiserlichen Palais inspirirten europäischen Journalen erfahren, daß meine Anwesenheit in einer der Versammlungen des „Comite Ottoman d'Union et de Progress“ in Paris Eure Majestät sehr bedrohen hat. Mögen Eure Majestät mir gestatten, ehebittigst die Gründe darzulegen, welche mich bestimmt haben, so zu handeln, und ein Benehmen zu rechtfertigen, das eine gewisse Kritik hervorgerufen kann. Die zahlreichen, in verschiedenen Hauptstädten Europas erfolgten Veröffentlichungen und die von der Partei der „Jungtürken“ an das kaiserliche Palais adressirten Berichte, welche in der lobenswerthen Absicht erfolgten, um die Aufmerksamkeit Eurer Majestät auf den beklagenswerthen Zustand des theuren Vaterlandes und auf das täglich zunehmende Elend des unglücklichen Volkes zu lenken, dessen Geschichte zu leiten der Allmächtige Ihnen anvertraut hat, wurden alle in den Papierkorb geworfen, ohne daß sie gelesen worden wären. Ihre Unterzeichner wurden ungerecht verurtheilt. Es ist nichtsdestoweniger wahr, daß die Schriften dieser „Jungtürken“, welche durch ihre glühende Vaterlandsliebe und durch die Reinheit der Absicht große Wirkung üben mußten, eifrig gelesen und überall mit Ausnahme des Palais von Yildiz, mit Zustimmung aufgenommen wurden. Die Ereignisse, deren Zeugen wir seit Jahren sind, zerreißten meine Seele, wie sie das Herz aller Osmanen, Ihrer folgenamen Unterthanen, zerfleischen. Bei meiner Durchreise erinnerte ich mich in Paris des schönen Wortes, welches Eure Majestät einst vor dem verstorbenen Khalil Scherif Pascha aussprachen: „Ich liebe die Wahrheit, ja ich bete sie an.“ Durch den Widerspruch zwischen den einstigen Worten und den heutigen Thaten habe ich mit Schmerz erkannt, daß die Liebe Eurer Majestät für das Gute und Wahre von kurzer Dauer war. Jetzt überzeuge ich Sie, daß die Wahrheit auf Seite dieses Komitees, der Hoffnung der Partei sei, schlug ich den von meiner Ueberzeugung und von meiner Pflicht vorgezeichneten Weg ein und schloß mich entschieden der Politik an, die es mit so viel Beharrlichkeit verfolgt. Inzesh werden die harte Enttäuschung, die ich erlitten, und die bittere Erkenntniß, zu der ich gekommen, ein Grund mehr sein, um Tag und Nacht zu Gott zu beten, es mögen Eure Majestät zu wohlwollenderen und väterlicheren Gesühnen für meine unglücklichen Landsleute zurückkehren und endlich auch in unserem schönen Lande jenes Glück und Gedeihen herrschen lassen, dessen es schon so lange entbehren muß. Die etwas herbe Form, in der ich diese Bemerkungen auseinandersetzen die Ihre habe, mögen mit der Aufrichtigkeit entschuldigend werden, von der sie eingeleitet sind, sowie von dem Mitleid, das jene für ihre Landsleute empfindet, die bei dieser trefflichen Gelegenheit den Ausdruck ihrer Ergebenheit für die Dynastie Osman erneuert. Nazli, Tochter des verstorbenen Mustapha Pascha.“

Das Schreiben lautet:

„Sire! Mit großem Bedauern habe ich aus gewissen, offenbar aus der unmittelbaren Umgebung des kaiserlichen Palais inspirirten europäischen Journalen erfahren, daß meine Anwesenheit in einer der Versammlungen des „Comite Ottoman d'Union et de Progress“ in Paris Eure Majestät sehr bedrohen hat. Mögen Eure Majestät mir gestatten, ehebittigst die Gründe darzulegen, welche mich bestimmt haben, so zu handeln, und ein Benehmen zu rechtfertigen, das eine gewisse Kritik hervorgerufen kann. Die zahlreichen, in verschiedenen Hauptstädten Europas erfolgten Veröffentlichungen und die von der Partei der „Jungtürken“ an das kaiserliche Palais adressirten Berichte, welche in der lobenswerthen Absicht erfolgten, um die Aufmerksamkeit Eurer Majestät auf den beklagenswerthen Zustand des theuren Vaterlandes und auf das täglich zunehmende Elend des unglücklichen Volkes zu lenken, dessen Geschichte zu leiten der Allmächtige Ihnen anvertraut hat, wurden alle in den Papierkorb geworfen, ohne daß sie gelesen worden wären. Ihre Unterzeichner wurden ungerecht verurtheilt. Es ist nichtsdestoweniger wahr, daß die Schriften dieser „Jungtürken“, welche durch ihre glühende Vaterlandsliebe und durch die Reinheit der Absicht große Wirkung üben mußten, eifrig gelesen und überall mit Ausnahme des Palais von Yildiz, mit Zustimmung aufgenommen wurden. Die Ereignisse, deren Zeugen wir seit Jahren sind, zerreißten meine Seele, wie sie das Herz aller Osmanen, Ihrer folgenamen Unterthanen, zerfleischen. Bei meiner Durchreise erinnerte ich mich in Paris des schönen Wortes, welches Eure Majestät einst vor dem verstorbenen Khalil Scherif Pascha aussprachen: „Ich liebe die Wahrheit, ja ich bete sie an.“ Durch den Widerspruch zwischen den einstigen Worten und den heutigen Thaten habe ich mit Schmerz erkannt, daß die Liebe Eurer Majestät für das Gute und Wahre von kurzer Dauer war. Jetzt überzeuge ich Sie, daß die Wahrheit auf Seite dieses Komitees, der Hoffnung der Partei sei, schlug ich den von meiner Ueberzeugung und von meiner Pflicht vorgezeichneten Weg ein und schloß mich entschieden der Politik an, die es mit so viel Beharrlichkeit verfolgt. Inzesh werden die harte Enttäuschung, die ich erlitten, und die bittere Erkenntniß, zu der ich gekommen, ein Grund mehr sein, um Tag und Nacht zu Gott zu beten, es mögen Eure Majestät zu wohlwollenderen und väterlicheren Gesühnen für meine unglücklichen Landsleute zurückkehren und endlich auch in unserem schönen Lande jenes Glück und Gedeihen herrschen lassen, dessen es schon so lange entbehren muß. Die etwas herbe Form, in der ich diese Bemerkungen auseinandersetzen die Ihre habe, mögen mit der Aufrichtigkeit entschuldigend werden, von der sie eingeleitet sind, sowie von dem Mitleid, das jene für ihre Landsleute empfindet, die bei dieser trefflichen Gelegenheit den Ausdruck ihrer Ergebenheit für die Dynastie Osman erneuert. Nazli, Tochter des verstorbenen Mustapha Pascha.“

Das Schreiben lautet:

„Sire! Mit großem Bedauern habe ich aus gewissen, offenbar aus der unmittelbaren Umgebung des kaiserlichen Palais inspirirten europäischen Journalen erfahren, daß meine Anwesenheit in einer der Versammlungen des „Comite Ottoman d'Union et de Progress“ in Paris Eure Majestät sehr bedrohen hat. Mögen Eure Majestät mir gestatten, ehebittigst die Gründe darzulegen, welche mich bestimmt haben, so zu handeln, und ein Benehmen zu rechtfertigen, das eine gewisse Kritik hervorgerufen kann. Die zahlreichen, in verschiedenen Hauptstädten Europas erfolgten Veröffentlichungen und die von der Partei der „Jungtürken“ an das kaiserliche Palais adressirten Berichte, welche in der lobenswerthen Absicht erfolgten, um die Aufmerksamkeit Eurer Majestät auf den beklagenswerthen Zustand des theuren Vaterlandes und auf das täglich zunehmende Elend des unglücklichen Volkes zu lenken, dessen Geschichte zu leiten der Allmächtige Ihnen anvertraut hat, wurden alle in den Papierkorb geworfen, ohne daß sie gelesen worden wären. Ihre Unterzeichner wurden ungerecht verurtheilt. Es ist nichtsdestoweniger wahr, daß die Schriften dieser „Jungtürken“, welche durch ihre glühende Vaterlandsliebe und durch die Reinheit der Absicht große Wirkung üben mußten, eifrig gelesen und überall mit Ausnahme des Palais von Yildiz, mit Zustimmung aufgenommen wurden. Die Ereignisse, deren Zeugen wir seit Jahren sind, zerreißten meine Seele, wie sie das Herz aller Osmanen, Ihrer folgenamen Unterthanen, zerfleischen. Bei meiner Durchreise erinnerte ich mich in Paris des schönen Wortes, welches Eure Majestät einst vor dem verstorbenen Khalil Scherif Pascha aussprachen: „Ich liebe die Wahrheit, ja ich bete sie an.“ Durch den Widerspruch zwischen den einstigen Worten und den heutigen Thaten habe ich mit Schmerz erkannt, daß die Liebe Eurer Majestät für das Gute und Wahre von kurzer Dauer war. Jetzt überzeuge ich Sie, daß die Wahrheit auf Seite dieses Komitees, der Hoffnung der Partei sei, schlug ich den von meiner Ueberzeugung und von meiner Pflicht vorgezeichneten Weg ein und schloß mich entschieden der Politik an, die es mit so viel Beharrlichkeit verfolgt. Inzesh werden die harte Enttäuschung, die ich erlitten, und die bittere Erkenntniß, zu der ich gekommen, ein Grund mehr sein, um Tag und Nacht zu Gott zu beten, es mögen Eure Majestät zu wohlwollenderen und väterlicheren Gesühnen für meine unglücklichen Landsleute zurückkehren und endlich auch in unserem schönen Lande jenes Glück und Gedeihen herrschen lassen, dessen es schon so lange entbehren muß. Die etwas herbe Form, in der ich diese Bemerkungen auseinandersetzen die Ihre habe, mögen mit der Aufrichtigkeit entschuldigend werden, von der sie eingeleitet sind, sowie von dem Mitleid, das jene für ihre Landsleute empfindet, die bei dieser trefflichen Gelegenheit den Ausdruck ihrer Ergebenheit für die Dynastie Osman erneuert. Nazli, Tochter des verstorbenen Mustapha Pascha.“

Das Schreiben lautet:

„Sire! Mit großem Bedauern habe ich aus gewissen, offenbar aus der unmittelbaren Umgebung des kaiserlichen Palais inspirirten europäischen Journalen erfahren, daß meine Anwesenheit in einer der Versammlungen des „Comite Ottoman d'Union et de Progress“ in Paris Eure Majestät sehr bedrohen hat. Mögen Eure Majestät mir gestatten, ehebittigst die Gründe darzulegen, welche mich bestimmt haben, so zu handeln, und ein Benehmen zu rechtfertigen, das eine gewisse Kritik hervorgerufen kann. Die zahlreichen, in verschiedenen Hauptstädten Europas erfolgten